

»Friede sei mit dir!«, grüßte ich den einsamen Fischer. »Wir sind in das Unwetter geraten. Dürfen wir unsere Kleider an deinem Feuer trocknen?«

Er machte bereitwillig Platz, und ich legte meine Kleider ab und hängte sie zum Trocknen über einen Stock. Ich sah, dass der Mann flache Steine erhitzt und darauf Brot gebacken hatte, während er in der Asche am Boden einer Grube zwei große Fische briet. Die Zeit des Sonnenuntergangs war schon vorbei, und der im Bergschatten liegende Strand wurde rasch dunkel, während wir über den Häusern und Säulenhallen von Tiberias am Westufer noch Abendlicht glühen sahen.

Ich blickte den fremden Fischer genauer an; er hatte scharfgeschnittene Züge und schien ein gutmütiger, schlichter Mensch zu sein, vor dem man keine Angst zu haben brauchte. Er nickte auch meinen beiden Ruderern freundlich zu und wies ihnen Plätze am Feuer an. Sie befragten sein Netz und fragten, was er gefangen habe. Er

antwortete verlegen, er hoffe, der Sturm werde einen Schwarm Fische in die Bucht treiben, wo der Bachlauf münde; dort wolle er am nächsten Morgen sein Glück versuchen.

Ohne uns ausdrücklich einzuladen, nahm er ein Brot, segnete es, brach für jeden von uns ein Stück ab und nahm sich selbst einen Bissen. Er hatte auch sauren Wein und goss etwas davon in eine aus einem Rebstock geschnittene Schale, segnete sie und reichte sie herum; wir tranken alle vier hintereinander daraus. Den Fisch hatte er gut zubereitet, ihn aber mangels Salz mit Strandlauch und bitteren Kräutern gewürzt. Wir aßen schweigend. Ich sah, dass meine Ruderer einen argwöhnischen Blick auf den fremden Mann warfen, der mit gesenkten Augen dasaß und still lächelte, als freute er sich jedes Bissens. Als er gegessen hatte, nahm er einen dünnen Zweig und begann – offenbar, um seine Scheu zu verbergen – zerstreut im Sand zu zeichnen.

Während der Mahlzeit hatten unsere Kleider in der Hitze des Feuers zu dampfen begonnen und wurden bald trocken. Aus meinen Gliedern wich die Steifheit, und mir wurde wieder warm; ich fühlte mich wohl und zufrieden. Schläfrigkeit übermannte mich, und ich konnte kaum die Augen offenhalten. Dankbar blinzelte ich den freundlichen Fischer an, der wortlos sein Essen so gastfreundlich mit uns geteilt hatte. Ich sah seine narbigen Hände und Füße und glaubte, in seinem Gesicht eine fiebrige Abgezehrtheit zu erkennen, als wäre er krank und hätte sich zur Genesung in die Einsamkeit zurückgezogen. Aber da auch meine Ruderer nichts fragten, wollte ich nicht vorwitzig erscheinen. Ohne es gewahr zu werden, schlief ich, nackt, wie ich war, am Feuer ein und spürte eben noch, wie der fremde Mann mich mit meinen trockenen Kleidern zudeckte.

Ich träumte; als ich erwachte und mich aufsetzte, standen meine Augen voll Tränen. Die beiden Fischer schliefen fest neben mir und schnarchten leise. Die Tränen rannen mir heiß und brennend

über die Wangen, und nach meinem Traum erfüllte mich unsagbare Verzweiflung. Das Feuer war ausgegangen. An den Sternen und dem Mond las ich ab, dass es schon die dritte Nachtwache war. Vor mir glänzte der See, eben und glatt wie ein Spiegel. Aber wir waren unser nur drei; der vierte Mann war verschwunden. Darüber erschrak ich sehr. Ich warf mir die Kleider über und sprang auf; dann bemerkte ich zu meiner Erleichterung, dass er nur zum Ufer gegangen war und über den See hinausblickte. Ich hüllte mich in den Mantel, ging rasch zu dem Unbekannten und stellte mich neben ihn.

»Wonach schaust du aus?«, fragte ich.

Er drehte sich nicht um, aber antwortete: »Ich sehe den Himmel offen und habe die Herrlichkeit meines Vaters erblickt und sehne mich nach dem Haus meines Vaters.«

Jetzt kam mir zu Bewusstsein, dass ich ihn auf Griechisch angesprochen und er ebenso geantwortet hatte. Daraus und aus seinen Worten

schloss ich, er könnte einer der Jünger Johannes des Täufers sein; vielleicht war er vor den Verfolgungen des Herodes auf diese Seite des Sees geflohen und lebte jetzt hier in der Einsamkeit vom Fischfang.

Ich sagte: »Auch ich suche das Reich. Tränen der Sehnsucht danach haben mich aus dem Schlaf geweckt. Zeige mir den Weg!«

Er antwortete: »Es gibt nur einen einzigen Weg: Was du dem Geringsten unter den Menschen tust, das tust du mir.«

Dann fuhr er fort: »Ich gebe nicht so, wie die Welt gibt. Aber sei nicht traurig oder ängstlich! Nach mir wird der Geist der Wahrheit kommen. Die Welt wird ihn zwar nicht aufnehmen, weil sie ihn nicht sehen kann und nicht erkennen wird. Aber wenn du ihn erkennst, werde ich bei dir einkehren und in dir bleiben. Ich lasse niemanden als Waise zurück.«

Mein Herz zerfloss in mir, Tränen trübten meinen Blick, und ich hob unbeholfen die Hände,

wagte aber nicht, den Mann vor mir zu berühren. »Du sprichst nicht wie ein Mensch«, flüsterte ich. »Du redest wie jemand, der Macht hat.«

Er entgegnete: »Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.«

Jetzt erst wandte er sich zu mir. Im Licht der Sterne und des Mondes bemerkte ich, als er mich ansah, sein gütiges, ernstes Lächeln. Sein Blick entkleidete mich, als fiel eine Hülle nach der anderen von meinem Körper, bis ich nackt dastand. Doch an diesem Gefühl war kein Unbehagen; es war eine Entäußerung und Befreiung.

Nachdem der Unbekannte mich gemustert hatte, zeigte er über den See hin und sagte: »Drüben in der Stadt des Tetrarchen, im griechischen Theater, weint ein Mädchen, weil ihm der Bruder gestorben ist, und es sonst keinen Beschützer hat. Was hast du geträumt?«

»Ich sah ein weißes Pferd«, entsann ich mich.

»Sei es so!«, erwiderte er. »Dieser Tage wirst du einem Wagenrennen beiwohnen. Setze einen Geldbetrag auf das weiße Gespann. Dann suche das Mädchen auf und schenke ihm deinen Gewinn!«

»Wie kann ich in einer so großen Stadt ein Mädchen finden, das den Bruder verloren hat?«, fragte ich. »Und wie hoch soll mein Einsatz sein?«

Wieder lächelte er; aber nun war sein Lächeln so schmerzlich, dass mir schwer ums Herz wurde. »Ach, Marcus, du fragst so viel Unnützes«, tadelte er.

Aber ich verstand seine Warnung nicht. Erstaunt rief ich bloß: »Woher weißt du meinen Namen? Kenne ich dich? Mir kommt vor, als hätte ich dich schon irgendwo gesehen.«

Er schüttelte den Kopf und fragte: »Genügt es nicht, dass ich dich kenne?«

Mir wurde klar, dass er sich nicht zu erkennen geben wollte. Das bestärkte mich in der Annah-

me, es handle sich bei ihm um einen der Stillen im Lande, dessen Geist durch Glaubensgrübeleien und Einsamkeit gelitten hatte. Wie hätte er sich sonst rühmen können, alle Gewalt im Himmel und auf Erden zu besitzen? Aber die Gabe der Weissagung mochte ihm vielleicht verliehen sein. Deshalb beschloss ich, mir sein Geheiß einzuprägen.

Er aber sprach: »Ach, du Menschenkind! Du siehst und siehst nicht. Du hörst und hörst nicht. Aber eines Tages, Marcus, wirst du an dies alles denken. Dann wirst du um meines Namens willen sterben, auf dass mein Name durch dich verherrlicht werde, wie meines Vaters Name durch mich verherrlicht worden ist.«

»Was für böse Dinge sagst du mir da voraus?«, rief ich entsetzt, ohne den Sinn seiner Worte zu begreifen. Ich dachte, er beherrsche vielleicht das Griechische nicht recht, und ich hätte ihn missverstanden.

Er seufzte laut; dann ließ er plötzlich seinen Mantel von den Schultern gleiten und entblößte den Oberkörper. Der Mann war offenbar so arm, dass er nicht einmal eine Unterkleidung besaß. Er wandte sich von mir ab und sagte: »Befühle meinen Rücken!«

Ich streckte die Hand aus, fuhr über den Rücken und spürte die Striemen einer Geißelung. Er seufzte wieder und führte die Hand an seine Seite. Ich folgte mit meinen Fingern und tastete eine tiefe Narbe. Er musste wirklich verfolgt und misshandelt worden sein, sodass es kein Wunder war, wenn er jetzt etwas schrullig schien. Im Geist verfluchte ich diese Juden, die sich, nur ihres Glaubens wegen, gegenseitig so quälten; denn trotz seiner unheilkündenden Worte war offenbar nichts Böses an diesem Mann. Von tiefem Mitleid erfüllt, sagte ich zu ihm: »Nenne mir wenigstens deinen Namen, von dem du vorhin gesprochen hast! Vielleicht kann ich dir weitere Verfolgungen fernhalten.«

Er entgegnete: »Wenn du dich vor den Menschen zu mir bekennst, werde ich mich, sobald die Zeit kommt, vor meinem Vater zu dir bekennen.«

»Aber wie heißt du?«, drängte ich wieder. »Und wer ist dein Vater, um den du merkwürdiger Mann so viel Aufhebens machst?«

Ohne Antwort zu geben, hüllte er wieder den Mantel um sich und entfernte sich am Ufer entlang, als hätte er mir nichts mehr zu sagen. Dass er Fleisch und Blut war, davon hatte ich mich überzeugt; aber er machte einen so seltsamen Eindruck, dass ich trotzdem nicht wagte, ihm zu folgen und ihn mit weiteren Fragen zu belästigen. Nach einigem Zögern kehrte ich zu der Hütte zurück und legte mich wieder nieder. Ich schlief sofort ein und hatte keine Träume mehr.

Ich erwachte in einer Fülle von Sonnenschein und Wasserglitzern. Die Berge am Westufer schimmerten wie Gold über den unwirklich anmutenden Säulengängen von Tiberias, und alles erschien meinen Augen so frisch und lieblich, als

wäre ich, selbst neu geworden, in einer neuen Welt erwacht. Meine beiden Ruderer waren schon auf den Beinen; sie standen mit gefalteten Händen und beteten: »Höre, Israel!«

Doch der einsame Fischer war verschwunden und sein Netz mit ihm. Die Reste des Abendessens hatte er vor die Hütte hingestellt, offenbar für uns. Wir aßen heißhungrig, ohne etwas zu reden. Dann gingen wir wieder zur Mündung des Baches, brachten das Boot zu Wasser und sprangen an Bord. Ich blickte mich nach dem Fischer um; aber er war nirgends zu sehen, obwohl er uns gestern gesagt hatte, er gedenke am Morgen gerade hier sein Netz auszuwerfen. Nicht einmal Fußspuren konnte ich entdecken.

Die Männer legten sich tüchtig in die Ruder. Das Boot schoss dahin wie durch eine Glasschicht, die das Spiegelbild der Berge und feurige Streifen des Sonnenaufgangs zurückwarf. Ich empfand noch immer die gleiche Unbeschwertheit und Erleichterung, als hätte ich viele Hüllen überflüs-

siger Kleidungsstücke abgeworfen. Je mehr ich jedoch über die Geschehnisse dieser Nacht grübelte, desto ernstere Zweifel stiegen in mir auf. War nicht alles einfach ein besonders lebhafter Traum gewesen? Wie konnte ein Einsiedler am See Genezareth des Griechischen kundig sein?

Die Männer ruderten taktmäßig und kräftig, als wollten sie so rasch wie möglich von dem fremden Gestade loskommen. Aber ich blickte mich immer wieder nach diesem Ufer um und spähte, ob ich nicht irgendwo am Strande eine einsame Gestalt sichten würde. Nichts zeigte sich. Schließlich fragte ich: »Wer war dieser Mann, mit dem wir die Nacht verbrachten? Kanntet ihr ihn?«

Die Fischer erwiderten: »Du bist zu neugierig, Römer. Wir waren am falschen Ufer.«

Aber nach einer Weile fügte der eine hinzu: »Er könnte jemand gewesen sein, den wir schon gesehen haben – vielleicht jemand, der zum Volk gesprochen hat. Er muss gezeißelt und aus Galiläa vertrieben worden sein. Dazu braucht es nicht

viel. Johannes ist um einen Kopf kürzer gemacht worden, weil er es wagte, dem Tetrarchen die Ehe mit der Frau seines Bruders zu untersagen.«

Der andere erklärte: »Etwas in seinen Gesichtszügen und Augen hat an Jesus von Nazareth erinnert. Wenn es nicht unmöglich wäre, hätte ich ihn für den Gekreuzigten selber gehalten. Aber soweit ich mich entsinne, ist Jesus größer und ernster gewesen als dieser Mann und nicht so umgänglich. Vielleicht war es einer seiner Verwandten oder Begleiter, der sich jetzt versteckt hält.«

Da ergriff mich ein unglaublicher Gedanke, der mir traf wie ein Blitzstrahl und mich bis auf den Grund meiner Seele erschütterte. »Wendet sofort!«, rief ich und sprang auf. Sie nahmen mein Verlangen nicht ernst, bis ich drohte, mich ins Wasser zu stürzen und an Land zu schwimmen. Widerstrebend wendeten sie und ruderten zurück. Ehe noch der Bug des Bootes den Boden streifte, sprang ich über Bord und rannte zu der Hütte. Dort sah ich, wie beim Verlassen des

Platzes, die Grube im Boden und die Asche des erloschenen Feuers, aber nirgends einen Menschen. Wie von Sinnen lief ich den Strand auf der vergeblichen Suche nach Fußspuren in beide Richtungen ab, bis die Fischer mich packten und gewaltsam ins Boot setzten.

Dort verhüllte ich mir den Kopf und schalt mich einen heillosen Toren, weil ich Jesus von Nazareth, falls er es tatsächlich gewesen war, nicht erkannt hatte. Dann kamen mir wieder Zweifel, weil dieser Mann, so überlegte ich, sich doch in keiner Weise von mir oder einem anderen lebenden Menschen unterschieden hatte. Ich hatte ihn betastet und nichts an ihm bemerkt, was meinem Begriff des Göttlichen entsprach. Aber, dachte ich, vielleicht ist Göttlichkeit etwas so Schlichtes wie das Brot, das er uns gab, und der Wein, den wir tranken. Wer bin ich, dass ich darüber entscheiden könnte, auf welche Weise und in welcher Gestalt der Sohn Gottes sich den Menschen zu offenbaren hat?

Ich war von quälender Unsicherheit erfüllt und wusste nicht, was ich glauben sollte. Darum ging ich Wort für Wort durch, was ich ihn gefragt und was er mir geantwortet hatte. Schließlich schob ich alles Grübeln darüber beiseite und dachte mir, es werde sich bald genug herausstellen, ob ich wirklich bei einem Wagenrennen im Zirkus von Tiberias zugegen sein würde oder nicht.

Aber ich konnte mich nicht enthalten, meine beiden Ruderer scharf zu rügen: »Ich habe euch doch selbst gesagt, dass der Nazarener am dritten Tag nach seinem Tod auferstanden ist. Wenn ihr ihn also wirklich zu erkennen glaubtet, warum habt ihr ihn nicht angesprochen und gefragt, ob er der Gekreuzigte ist?«

Sie warfen sich Blicke des Einverständnisses zu und fragten ihrerseits: »Weshalb hätten wir ihn ansprechen sollen? Wenn er etwas von uns gewollt hätte, wäre es an ihm gewesen, es uns zu sagen. Außerdem hatten wir Angst.«